

**1.**

## **Das vergessene Land**



## 1. Kapitel

Es muss sich nachmittags um kurz nach drei Uhr ereignet haben. Am Nachmittag des 3. Juni 1916, und es scheint kaum möglich zu sein, dass all das, was ich durchgemacht habe, all die seltsamen und furchtbaren Erlebnisse, sich in nur drei kurzen Monaten abgespielt haben soll. Mir kommt es eher wie eine Zeitspanne kosmischen Ausmaßes vor, so viel sah ich in diesen paar Wochen mit eigenen Augen. Ich wurde Zeuge von Dingen, die noch kein Sterblicher zuvor erblickt hatte, entdeckte eine lange verlorene Welt, eine tote Welt, die bereits vor so langer Zeit starb, dass sich selbst in den tiefsten kambrischen Schichten keine Spur mehr von ihr findet. Sie ist mit dem Magma der inneren Erdkruste verschmolzen und entzieht sich somit für immer der Kenntnis der Menschheit – mit Ausnahme dieses entlegenen Winkels der Erde, an den das Schicksal mich verschlagen hat, und wo mein Untergang besiegelt ist. Ich bin hier – und hier muss ich bleiben.

*Als ich bis dorthin gelesen hatte, erreichte meine Neugierde, die von dem Fund des Manuskriptes schon angeheizt gewesen war, den Siedepunkt. Ich verbrachte auf Anraten meines Arztes den Sommer in Grönland, und da ich leichtsinnigerweise nicht genügend Lesestoff eingepackt hatte, langweilte ich mich inzwischen zu Tode. Zwar bin ich alles andere als ein begeisterter Angler, doch in Ermangelung anderer Freizeitbeschäftigungen fand ich mich schließlich doch in einem viel zu kleinen Boot vor Kap Farvel am südlichen Ende Grönlands wieder.*

*Grönland – grünes Land! Das ist eher ein schlechter Witz als eine zutreffende Beschreibung. Doch meine Geschichte hat mit Grönland genauso wenig zu tun wie mit mir selbst, also werde ich mich so knapp wie möglich mit beiden Themen beschäftigen.*

*Das viel zu kleine Boot erreichte endlich einen unsicheren Anlegeplatz, wobei mir bis zur Hüfte im Wasser stehende Einheimische zu Hilfe eilten. Ich wurde an Land getragen, und während man das Abendessen zubereitete, ging ich entlang der rauen, felsi-*

gen Küste spazieren. Der verwaschene Granit – so die Felsen am Kap Farvel denn Granit sind – wurde von spärlichen Strandabschnitten unterbrochen. Und als ich über einen dieser weichen Flecken der Ebbe folgte, entdeckte ich es.

*Selbst wenn ich in der Schlucht hinter den Bädern von Bimini auf einen Tiger gestoßen wäre, hätte meine Überraschung nicht größer sein können als beim Anblick einer vollkommen neuwertigen Thermoskanne, die in der Brandung vor Kap Farvel trieb. Es gelang mir, sie an Land zu holen, auch wenn ich dabei bis zu den Knien durchnässt wurde. Ich setzte mich in den Sand, öffnete sie und las im Licht der endlosen Dämmerung in dem sauber geschriebenen und ordentlich gefalteten Manuskript, das ich in ihr vorfand.*

*Sie haben die Einführung bereits gelesen, und wenn Sie genauso ein verträumter Spinner sind wie ich, dann werden Sie auch den Rest lesen wollen. Darum werde ich es hier wiedergeben und bewusst auf Anführungszeichen verzichten, da ich diese sowieso früher oder später vergessen würde. In spätestens zwei Minuten werden Sie mich vergessen haben.*

Ich bin in Santa Monica zu Hause. Ich bin oder vielmehr war Juniorpartner in der Firma meines Vaters. Wir sind Schiffbauer. In den letzten Jahren haben wir uns auf Unterseeboote spezialisiert, die wir für Deutschland, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten bauten. Ich kenne mich mit U-Booten so gut aus wie eine Mutter mit ihrem Kind und steuerte Unmengen davon bei ihren Probeläufen. Und dennoch galt mein wahres Interesse immer der Luftfahrt.

Ich lernte bei Curtiss, und nachdem ich meinen Vater lange genug belagert hatte, erteilte er mir schließlich die Erlaubnis, mich an der Lafayette Escadrille Militärakademie zu bewerben. Zum Einstieg wurde ich dem amerikanischen Sanitätsdienst zugewiesen und war auf dem Weg nach Frankreich, als drei schrille Pfiffe meine gesamte Lebensplanung durcheinanderbrachten.

Ich saß mit ein paar Kollegen vom Sanitätsdienst auf dem Deck. Mein Airedaleterrier, Kronprinz Nobbler, lag mir

zu Füßen. Plötzlich unterbrach der erste Pfeifton den Frieden und die Sicherheit an Bord des Schiffes. Seit wir uns in der U-Boot-Zone befanden, hatten wir nach Periskopen Ausschau gehalten und es in unserer kindlichen Naivität bedauert, dass wir am nächsten Tag Frankreich unbeschadet erreichen würden, ohne eines dieser gefürchteten Raubtiere ansichtig geworden zu sein.

Wir waren jung, wir liebten die Aufregung. Und davon bekamen wir an jenem Tag weiß Gott genug. Aber im Vergleich zu dem, was ich seither erlebte, war die Aufregung damals ein zahmes Kasperletheater. Ich werde niemals die aschfahlen Gesichter der Passagiere vergessen, als sie sich auf ihre Schwimmwesten stürzten, wenn auch keine Panik ausbrach.

Nobs stand mit einem leisen Knurren auf. Auch ich erhob mich und entdeckte keine zweihundert Meter von unserem Schiff entfernt das Periskop eines U-Boots. Im Wasser, deutlich zu sehen, die Spur eines Torpedos, der auf den Passagierdampfer zuraste. Natürlich war das amerikanische Schiff, an dessen Bord wir uns befanden, nicht bewaffnet. Wir waren vollkommen wehrlos und wurden doch ohne jegliche Vorwarnung mit Torpedos beschossen.

Ich stand bewegungslos da und starrte wie gebannt auf das Kielwasser des Torpedos. Er traf uns fast genau in der Mitte der Steuerbordseite des Schiffes. Der Dampfer schaukelte, als wäre die See unter ihm von einem gewaltigen Vulkan aufgewühlt worden. Schmerzhaft wurden wir auf das Deck geschleudert und blieben betäubt liegen. Dann stieg eine Säule aus Wasser, Holz- und Stahlsplintern und verstümmelten Menschenkörpern mehrere Hundert Meter hoch in die Luft. Die Stille, die der Explosion des Torpedos folgte, war nicht weniger grauenvoll. Sie hielt vielleicht zwei Sekunden an, bevor die Schreie und das Stöhnen der Verwundeten einsetzten, das Fluchen der Männer und die heiseren Befehle der Offiziere des Schiffes. Sie waren großartig, sie und ihre Besatzung. Noch nie zuvor war ich so stolz auf mein Vaterland gewesen wie in jenem Augenblick. In all dem Chaos, das der Bom-

bardierung des Dampfers folgte, verlor weder einer von ihnen auch nur für einen winzigen Augenblick den Kopf, noch zeigte jemand das geringste Anzeichen von Panik oder Furcht.

Während wir versuchten, die Rettungsboote zu Wasser zu lassen, tauchte das U-Boot auf und man richtete Waffen auf uns. Der befehlsführende Offizier wies uns an, die Flagge zu senken, doch der Kapitän unseres Schiffes weigerte sich. Das Schiff neigte sich bedenklich nach Steuerbord, wodurch die Backbordboote unbrauchbar wurden. Die Rettungsboote auf der anderen Seite waren zu allem Unglück von der Explosion stark beschädigt worden. Noch während die Passagiere sich dort an der Reling drängten und sich bemühten, sich in die wenigen verbliebenen Boote zu retten, eröffnete das U-Boot wieder das Feuer auf das Schiff.

Ich sah, wie eine Granate eine Gruppe von Frauen und Kindern traf, dann wandte ich den Kopf ab und hielt mir die Augen zu. Als ich sie wieder öffnete, gesellte sich zu meinem Entsetzen Zorn. Denn als das U-Boot auftauchte, erkannte ich es als Produkt meiner eigenen Werft. Ich kannte es bis zur kleinsten Niete in- und auswendig. Ich hatte seine Konstruktion überwacht. In genau diesem Kommandoturm hatte ich gesessen und der schwitzenden Besatzung Befehle zugerufen, als sein Bug zum ersten Mal das von der Sommersonne beschienene Wasser des Pazifiks durchpflügt hatte. Und nun war aus diesem Geschöpf meines Geistes und meiner Hand ein Monster geworden, das versuchte, mich in den Tod zu treiben.

Eine zweite Granate explodierte auf Deck. Eines der lebensgefährlich überladenen Rettungsboote schaukelte furchterregend an den Kränen. Ein Granatsplitter zerschmetterte den Seilzug und ich musste zusehen, wie Frauen, Kinder und Männer ins Meer gespuckt wurden, während das Boot noch eine Weile tapfer an dem einen verbliebenen Kran hängen blieb, bevor es schließlich mit wachsender Beschleunigung auf die im Wasser ums Überleben kämpfenden, kreischen- den Menschen zuraste. Als Nächstes sah ich Männer über die Reling hechten und ins Meer springen. Die Neigung des

Decks hatte ein unglaubliches Maß angenommen. Nobs krallte sich mit allen vier Pfoten fest, um nicht durch das Speigatt zu rutschen, und sah mich winselnd an.

Ich beugte mich hinab und kralte ihn zwischen den Ohren. „Komm mit, Junge!“, rief ich und sprang kopfüber über die Reling.

Als ich wieder auftauchte, war das Erste, was ich sah, Nobs, der nur ein paar Meter von mir weg hektisch schwamm. Als er mich entdeckte, legte er die Ohren an und schenkte mir das für ihn typische Lächeln.

Das U-Boot zog sich in Richtung Norden zurück, wobei es aber noch immer auf die drei offenen Boote schoss, die bis zum Rand mit Überlebenden gefüllt waren. Glücklicherweise waren die kleinen Boote nicht einfach zu treffen. Dies und die schlechten Schießkünste der Deutschen retteten den Menschen an Bord das Leben.

Nach ein paar Minuten erschien eine Rauchwolke am Horizont, das U-Boot tauchte ab und war verschwunden. Die Rettungsboote bemühten sich, um sich vor dem Sog des sinkenden Dampfers in Sicherheit zu bringen, und obwohl ich so laut rief, wie ich konnte, hörten sie mein Flehen entweder nicht, oder sie wagten es nicht, für meine Rettung umzukehren. Nobs und ich hatten uns schon recht weit von dem Schiff entfernen können, als es endgültig umkippte und versank. Der Sog vermochte lediglich, uns ein paar Meter zurücktreiben zu lassen, zog uns aber nicht unter Wasser. Ich schaute mich hektisch nach etwas um, an dem man sich festhalten konnte.

Ich sah gerade in Richtung des gesunkenen Dampfers, als der gedämpfte Nachhall einer Explosion aus den Tiefen des Ozeans heraufdrang, auf den fast unmittelbar eine Fontäne aus Wasser folgte. Sie katapultierte zerschmetterte Rettungsboote, Leichen, Dampf, Kohle, Öl und zersplitterte Schiffsplanken hoch über die Wasseroberfläche – eine Wassersäule als Grabstein eines weiteren Schiffes im gewaltigen Friedhof des Ozeans.

Als die Wellen sich etwas gelegt hatten und das Meer keine weiteren Trümmer mehr ausspuckte, wagte ich es zurück-

zuschwimmen, um nach einem Stück Treibgut zu suchen, das groß genug war, um mein und Nobs Gewicht zu tragen. Ich hatte die Untergangsstelle gerade erreicht, als keine fünf Meter vor mir ein Rettungsboot mit dem Bug voraus fast in voller Länge aus dem Wasser schoss und laut platschend mit dem Kiel auf der Wasseroberfläche aufschlug. Es musste sehr weit in die Tiefe gezerrt worden sein, bis das eine Seil, mit dem es wohl noch am Mutterschiff geangen hatte, endlich der Belastung nachgegeben hatte. Nur so konnte ich mir erklären, dass es so weit aus dem Wasser geschossen war.

Diesem glücklichen Umstand verdanke ich sicherlich mein Leben und ein weiteres Leben, das mir sehr viel mehr bedeutet als mein eigenes. Ich bezeichne es als einen glücklichen Umstand – obwohl mich jetzt ein viel grauenhafteres Schicksal erwartet, als ich damals zu befürchten hatte –, da ich es nur diesem Umstand verdanke, dass ich einer Frau begegnete, die ich sonst nie kennen- und lieben gelernt hätte. Wenigstens dieses große Glück hatte ich in meinem Leben. Und selbst Caspak kann es, so sehr es sich auch bemüht, nicht ungeschehen machen.

Also danke ich zum tausendsten Mal dem Schicksal dafür, dass es mir dieses Boot aus den grünen Untiefen befreit hat, in die es gezogen worden war, dass es dieses so hoch über die Wasseroberfläche schießen ließ, dass das Wasser aus ihm hinaus fließen konnte, und dass es sicher auf den Wellen zu ruhen kam.

Kurz darauf war ich über den Rand geklettert und hatte auch Nobs in die relative Sicherheit des Bootes gebracht. Ich betrachtete die leblose Verwüstung um uns herum. Zwischen den Trümmern schwammen die mitleiderregenden Leichen von Frauen und Kindern, die von ihren nutzlosen Schwimmwesten an der Oberfläche gehalten wurden. Einige von ihnen waren schwer verstümmelt, andere trieben still und mit friedlich gefasstem Gesicht auf den Wellen, wieder andere waren erstarrt in Schrecken und Entsetzen.

Unweit des Bootes trieb der Körper eines Mädchens. Ihr Gesicht war dank ihrer Schwimmweste nach oben gerichtet



und wurde von einer im Wasser schwebenden Wolke schwarzen Haares eingerahmt. Sie war außergewöhnlich schön. Ich hatte noch nie derart perfekte Gesichtszüge gesehen, solch göttliche Gestalt, die zugleich unbestreitbar menschlich war. Ihr Gesicht war voller Charakter, Stärke und Weiblichkeit, dazu erschaffen, um zu lieben und geliebt zu werden. Ihre rosigen Wangen zeigten die Farbe von Leben, Gesundheit und Freude, doch sie trieb tot auf dem Wasser.

Ich spürte eine Regung in meiner Kehle, sah auf diese strahlende Erscheinung hinab und schwor lauthals, ihren Tod zu rächen. Der Anblick, der sich mir bot, als ich ein letztes Mal auf das Gesicht im Wasser blicken wollte, ließ mich beinahe rückwärts ins Meer taumeln. Die Augen im toten Antlitz hatten sich geöffnet, die Lippen bebten und eine Hand wurde mir mit einer stummen Bitte nach Rettung entgegengestreckt. Sie war nicht tot! Sie lebte!

Ich lehnte mich über den Rand des Bootes und zog sie in die beschränkte Sicherheit, die Gott mir geschenkt hatte. Behutsam befreite ich sie von der Schwimmweste und formte daraus und aus meinem durchtränkten Mantel ein Kopfkissen für sie. Ich massierte ihr die Hände, Arme und Füße. Eine Stunde lang mühte ich mich ab, bis ich endlich mit einem tiefen Seufzer belohnt wurde und sich die großen Augen wieder öffneten, um in die meinen zu sehen. Von da an war ich vollkommen verschüchtert.

Ich war nie ein Frauenheld gewesen. In Leland-Stanford hatte sich die ganze Klasse über mich lustig gemacht, weil ich mich in Anwesenheit eines hübschen Mädchens stets so tollpatschig benahm, auch wenn meine Kameraden mich durchaus gut leiden konnten. Als sie jetzt die Augen aufschlug, ließ ich die Hand, die ich gerade gerieben hatte, wie ein glühendes Stück Eisen fallen. Ihr Blick musterte mich von Kopf bis Fuß und streifte dann über den von den sich hebenden und senkenden Dollborden des Rettungsbootes begrenzten Horizont. Der Blick wurde sanft, als er sich auf Nobs richtete, bevor er fragend zu mir zurückkehrte.

„Ich ... Ich ...“, stammelte ich und stolperte rückwärts über die Ruderbank hinter mir.

Die Erscheinung lächelte matt. „Aye, aye, Sir!“, erwiderte sie leise, bevor ihr die Lippen wieder den Dienst versagten.

„Ich hoffe, dass es Ihnen besser geht“, brachte ich endlich hervor.

„Wissen Sie“, sagte sie nach kurzem Schweigen, „ich bin schon lange wach! Doch ich habe nicht gewagt, die Augen zu öffnen. Ich war mir sicher, dass ich tot bin und nur Dunkelheit um mich herum sehen würde. Ich habe Angst vor dem Tod! Berichten Sie mir, was nach dem Untergang des Schiffes geschah. Ich erinnere mich noch an alles, was davor geschah, und ich wünschte, ich könnte es vergessen!“ Ein Schluchzen brachte ihre Stimme zum Brechen. „Diese Bestien!“, fuhr sie wenig später fort. „Wenn ich denke, dass ich beinahe einen von ihnen geheiratet hätte. Einen Leutnant der deutschen Marine.“

Sie fuhr mit ihrem ursprünglichen Gedanken fort, als wäre sie nie abgeschweift. „Ich sank immer tiefer und tiefer. Ich hatte das Gefühl, ich würde niemals anhalten. Ich war nicht sonderlich aufgeregt, bis ich plötzlich immer schneller nach oben schoss und meine Lungen zu platzen drohten. Dann muss ich das Bewusstsein verloren haben, denn das Nächste, an das ich mich erinnere, ist, wie ich die Augen aufschlug, nachdem ich eine lange Schimpftirade auf Deutschland und die Deutschen vernommen hatte. Berichten Sie mir bitte genau, was nach dem Sinken des Schiffes geschehen ist.“

Ich beschrieb ihr, was ich gesehen hatte. Sie fand es außergewöhnlich, dass unsere Leben durch einen derartig unwahrscheinlichen Akt der Vorsehung gerettet worden waren. Mir lag eine hübsche Erwiderung auf der Zunge, ich wagte aber nicht, sie auszusprechen. Nobs war herübergekommen und hatte seine Schnauze auf ihren Schoß gelegt. Sie streichelte sein hässliches Gesicht und beugte sich schließlich hinab, um ihre Wange an seine Stirn zu legen.

Ich hatte Nobs schon immer gemocht, doch nun kam mir zum ersten Mal der Gedanke, dass ich gerne den Platz mit ihm

getauscht hätte. Ich war mir nicht sicher, wie er reagieren würde, da er an Frauen genauso wenig gewöhnt war wie ich. Doch er war ein Naturtalent. Ich mag zwar kein Frauenheld sein, aber Nobs ist zweifellos ein Frauenhund. Der alte Strolch schloss einfach die Augen, bewerkstelligte einen unfassbar süßen Gesichtsausdruck und genoss die Zuwendung. Es machte mich eifersüchtig.

„Sie mögen Hunde?“, bemerkte ich.

„Ich mag diesen Hund“, erwiderte sie.

Ob sie mit dieser Antwort irgendetwas Persönliches andeuten wollte, konnte ich nicht beurteilen, aber ich fasste es so auf und fühlte mich deshalb viel besser.

Da wir zusammen durch die unendlich weite Einsamkeit trieben, war es nicht verwunderlich, dass wir einander schon bald sehr vertraut wurden. Ohne Unterlass suchten wir den Horizont nach Rauch ab und äußerten Vermutungen über unsere Rettungsaussichten. Doch die Sonne ging unter und die schwarze Nacht hüllte uns ein, noch bevor wir auch nur einen kleinen Hoffnungsschimmer auf dem Wasser entdeckt hatten.

Es war kalt und ungemütlich und wir litten Hunger und Durst. Unsere Kleidung war immer noch ziemlich nass und ich wusste, dass für das Mädchen die Kälte der Nacht auf dem offenen Boot ohne ausreichende Kleidung und Essen sehr gefährlich werden konnte.

Es war mir gelungen, das Wasser mit bloßen Händen aus dem Boot zu schöpfen und den Rest mit einem Taschentuch aufzuwischen. Es war eine langwierige Knochenarbeit gewesen, doch wenigstens hatte die junge Frau so einen vergleichsweise trockenen Platz, um sich hinzulegen. Die Wände des Bootes schützten sie vor dem Nachtwind. Als sie sich erschöpft und übermüdet hinlegte, warf ich meinen feuchten Mantel als zusätzlichen Schutz vor der Kälte über sie. Doch es war nicht genug. Als ich ihre schlanke Gestalt im Mondlicht betrachtete, bemerkte ich, wie sehr sie zitterte.

„Gibt es nichts, was ich tun kann?“, fragte ich. „Sie können da nicht einfach die ganze Nacht liegen und frieren. Fällt Ihnen gar nichts ein?“

Sie schüttelte den Kopf. „Wir müssen es wohl mit einem Lächeln ertragen“, antwortete sie schließlich.

Nobbler kam und legte sich neben mich auf die Ruderbank, den Rücken an mein Bein gelehnt. Frustriert starrte ich das Mädchen an. In meinem tiefsten Herzen wusste ich, dass sie noch vor Anbruch des Morgens sterben würde. Die meisten Frauen hätten der Schock und die Unterkühlung schon längst getötet. Und als ich sie so klein und zart hilflos da liegen sah, wurde in meiner Brust langsam ein neues Gefühl geboren. Es war noch nie zuvor da gewesen, doch nun würde es für immer dort sein. Es ließ mich fast verzweifelt wünschen, dass ich das Blut in ihren Adern irgendwie warm halten könnte.

Ich froh selbst, obwohl ich es fast vergessen hatte, bis Nobbler sich bewegte und ich ein neues Kälteempfinden an meinem Bein verspürte, wo er gelegen hatte. Plötzlich wurde mir bewusst, dass mir an dieser Stelle warm gewesen war. Da kam mir die Erleuchtung, wie ich das Mädchen wärmen konnte. Ich kniete mich sofort neben sie, um meine Idee umzusetzen, als große Scham mich plötzlich zurückhielt. Würde sie es zulassen, wenn ich den Mut aufbringen würde, es vorzuschlagen? Dann sah ich, wie sie von Krämpfen geschüttelt wurde, als ihre Muskeln auf ihre rasch fallende Körpertemperatur reagierten. Ich warf die Prüderie über Bord, legte mich neben sie, nahm sie in den Arm und drückte sie fest an mich. Sie wich hektisch zurück, stieß einen leisen, ängstlichen Schrei hervor und versuchte, mich wegzustoßen.

„Verzeihen Sie mir“, stammelte ich mühsam. „Es geht nicht anders. Sie werden an Unterkühlung sterben, wenn Sie nicht irgendwie warm gehalten werden, und Nobs und ich sind die einzigen Wärmequellen, die uns zur Verfügung stehen.“ Ich hielt das Mädchen fest, während ich Nobs herbeirief und ihn anwies, sich an ihren Rücken zu legen. Als sie meine Absicht begriff, wehrte sie sich nicht länger. Sie keuchte, weinte dann leise und vergrub ihr Gesicht in meinem Arm. So schlief sie ein.

## 2. Kapitel

Gegen Morgen muss ich eingenickt sein, obwohl es mir zu jenem Zeitpunkt so schien, als hätte ich nicht Stunden, sondern Tage wach gelegen. Als ich endlich die Augen aufschlug, war es bereits hell, und das Haar des Mädchens berührte mein Gesicht. Sie atmete regelmäßig, wofür ich Gott dankte. Sie hatte mir im Schlaf das Gesicht zugewendet, sodass es, als ich aufwachte, nur wenige Zentimeter von meinem eigenen lag. Meine Lippen berührten beinahe ihren Mund. Es war Nobs, der sie schließlich weckte. Er stand auf, streckte sich, drehte sich ein paarmal auf der Stelle und legte sich wieder hin. Das Mädchen öffnete die Augen und sah mich an. Ihr Blick weitete sich erst erschrocken, doch dann begriff sie die Situation und lächelte.

„Sie waren sehr nett zu mir“, murmelte sie, als ich ihr beim Aufstehen half, obwohl ich offen gestanden viel hilfsbedürftiger war als sie. Die Durchblutung in meiner ganzen linken Körperhälfte schien vollkommen zum Erliegen gekommen zu sein.

„Sie waren sehr nett zu mir.“ Mehr sagte sie zu dem Geschehen nicht, trotzdem wusste ich, dass sie mir dankbar war und dass nur höfliche Zurückhaltung sie daran hinderte, die peinliche, wenn auch unvermeidbare Situation weiter zu erwähnen.

Kurz nach Sonnenaufgang entdeckten wir Rauch, der unmittelbar auf uns zukam. Bald darauf konnten wir den gedrungenen Umriss eines Schleppers erkennen, eines jener furchtlosen Vertreter der englischen Überlegenheit auf See, die Segelschiffe in französische und englische Häfen ziehen. Ich stellte mich auf eine Ruderbank und winkte mit meinem feuchten Mantel. Nobs stand auf einer anderen Bank und bellte. Die junge Frau saß mir zu Füßen und blinzelte zu dem auf uns zukommenden Boot hinüber.

„Sie sehen uns“, sagte sie endlich. „Da ist ein Mann, der unser Signal erwidert.“

Sie hatte recht. In meinem Hals formte sich ein Kloß, mehr um ihret- als um meinetwillen. Das Mädchen war gerettet. Und

keinen Augenblick zu früh. Sie hätte keine zweite Nacht mehr auf dem Ärmelkanal überlebt, wahrscheinlich hätte sie noch nicht einmal den vor uns liegenden Tag überstanden.

Der Schlepper kam nah an uns heran, und ein Mann auf Deck warf uns ein Seil zu. Hilfsbereite Hände zogen uns über die Reling, nur Nobs kletterte ohne Unterstützung an Bord. Die rauen Männer gingen mütterlich sanft mit dem Mädchen um. Sie fragten uns ein Loch in den Bauch und brachten sie zur Kabine des Kapitäns, mich in den Kesselraum. Sie baten das Mädchen, sich auszuziehen und die nassen Kleider vor die Tür zu werfen, damit sie diese trocknen könnten, während sie sich in der Koje des Kapitäns aufwärmte. Mich mussten sie gar nicht erst bitten mich auszuziehen, als ich nun im heißen Kesselraum stand. Meine Kleidung war im Handumdrehen da aufgehängt, wo sie am schnellsten trocknen würde, und ich sog durch jede Pore die Hitze des bedrückend engen Raums auf.

Sie brachten uns heiße Suppe und Kaffee, und dann saßen die Männer, die gerade keinen Dienst hatten, bei mir und unterstützten mich darin, den Kaiser und seine Brut zu verfluchen. Sobald unsere Kleidung getrocknet war, bat man uns, sie wieder anzuziehen, da man, wie ich aus schmerzlicher Erfahrung ja wusste, in diesen Gewässern jederzeit damit rechnen musste, dass es Ärger mit dem Feind gab.

Nun, da mir warm war und ich wusste, dass das Mädchen in Sicherheit war und sie sich mit ein wenig Nahrung und Ruhe schnell von den hinter ihr liegenden Strapazen erholen würde, war ich meines Lebens zum ersten Mal wieder froh, seit am vorherigen Nachmittag jene drei schrillen Pffiffe meiner Welt den Frieden geraubt hatten. Doch seit August 1914 war Frieden auf dem Ärmelkanal nie ein lang anhaltender Zustand gewesen.

Kaum hatte ich meine trockene Kleidung angelegt und dem Mädchen seine Sachen zur Kapitänskabine gebracht, als dem Maschinenraum volle Kraft voraus befohlen wurde – und im nächsten Augenblick hörte ich den dumpfen Donner eines Schusses. Ich war sofort auf Deck und entdeckte ein feindli-

ches U-Boot, keine zweihundert Meter von unserem Bug entfernt. Es hatte uns Zeichen gegeben anzuhalten, doch unser Kapitän hatte sich geweigert, und nun war das Geschütz des U-Boots auf uns gerichtet. Der zweite Schuss streifte uns, was unseren streitlustigen Kapitän darauf hinwies, dass man nun doch besser gehorchen solle. Wieder ging ein Befehl an den Maschinenraum und der Schlepper wurde langsamer.

Das U-Boot stellte das Feuer ein und befahl dem Schlepper näherzukommen. Der Schwung hatte uns ein Stück weit von dem feindlichen Schiff entfernt, doch wir schwenkten nun in einen Kreis ein, der uns an seine Seite führen würde. Als ich dem Manöver zuschaute und mich fragte, was wohl aus uns werden sollte, spürte ich eine Berührung am Arm. Die junge Frau hatte sich neben mich gestellt. Sie sah mich verbittert an. „Die scheinen uns unbedingt vernichten zu wollen“, sagte sie. „Es sieht wie dasselbe Schiff aus, das uns gestern versenkt hat.“

„Das ist es auch“, erwiderte ich. „Ich kenne es genau. Ich habe es mit entworfen und die ersten Probeläufe damit gemacht.“

Das Mädchen wich mit einem leisen Ausruf der Überraschung und der Enttäuschung von mir zurück. „Ich dachte, Sie wären Amerikaner“, sagte sie. „Ich hatte keine Ahnung, dass Sie ein ... ein ...“

„Bin ich auch nicht“, entgegnete ich. „Wir Amerikaner bauen schon seit vielen Jahren U-Boote für alle möglichen Länder. Aber es wäre mir lieber, mein Vater und ich wären Pleite gegangen, anstatt diese Monstrosität zu bauen.“

Wir näherten uns nun mit halber Kraft dem U-Boot und ich konnte beinahe schon die Gesichter der Männer an Deck ausmachen. Ein Matrose kam zu mir und drückte mir etwas Kaltes, Hartes in die Hand. Ich musste es nicht ansehen, um zu wissen, dass es sich um eine schwere Pistole handelte.

„Nimm se un benutz se“, sagte er lediglich.

Unser Bug war nun geradewegs auf das U-Boot gerichtet und ich hörte, wie dem Maschinenraum befohlen wurde, volle Kraft voraus zu fahren. Mir wurde sofort klar, welche dreiste

Unverschämtheit der tapfere englische Kapitän vorhatte. Er wollte das fünfhundert Tonnen schwere U-Boot mitten ins kanonenbewehrte Gesicht rammen. Ich konnte nur mit Mühe ein Jubeln unterdrücken.

Zuerst schienen die Krauts seine Absicht nicht zu erahnen. Sie nahmen offenbar an, sie hätten ein Beispiel schlechter Navigationskunst vor sich, denn sie schrien dem Schlepper Warnungen zu, das Tempo zu drosseln und das Steuer hart nach Backbord zu werfen. Wir waren nur noch fünfzehn Meter entfernt, als ihnen die beabsichtigte Bedrohung unseres Manövers bewusst wurde. Ihre Schützen waren vollkommen überrumpelt, doch sie sprangen nun auf und jagten ein nutzloses Geschoss über unsere Köpfe hinweg. Nobs hechtete hin und her und bellte wütend.

„Gebt's ihnen!“, befahl der Kapitän des Schleppers, und sofort ergossen sich aus Revolvern und Gewehren Schüsse auf das Deck des Unterseeboots. Zwei der U-Boot-Schützen sanken zu Boden, die anderen richteten ihre Geschütze auf den Bug des auf sie zukommenden Schleppers. Die restlichen Männer auf Deck erwiderten unsere Schüsse, wobei sie es vor allem auf unseren Mann am Steuer abgesehen hatten.

Ich schubste das Mädchen hastig in den Gang, der zum Maschinenraum führte. Dann hob ich den Revolver und gab meinen ersten Schuss auf die Krauts ab. Die Ereignisse der nächsten Sekunden liefen so schnell ab, dass meine Erinnerung an sie verschwommen ist.

Ich sah, wie der Steuermann nach vorne auf das Steuer stürzte, wodurch das Schiff zügig ausscherte und vom Kurs abkam. Ich erinnere mich, dass mir klar wurde, dass all unsere Mühen umsonst gewesen waren, da ausgerechnet dieses Besatzungsmitglied vom Schicksal ausgewählt worden war, als Erstes einem feindlichen Geschoss zum Opfer zu fallen.

Ich sah, wie die verbliebenen Schützen auf dem U-Boot feuerten, und spürte die Wucht der lauten Explosion an unserem Bug. Ich nahm all diese Dinge wahr, während ich ins Steuerhaus hastete, mich über die Leiche des gefallenen See-



manns stellte und das Steuer packte. Ich riss es mit aller Kraft nach Steuerbord herum, doch es war zu spät, um die Absicht unseres Kapitäns zu erfüllen. Es gelang mir lediglich, an dem U-Boot entlang zu schrammen.

Ich hörte einen Befehl, der an den Maschinenraum gekreischt wurde, das Schiff bebte und zitterte beim plötzlichen Umkehren der Motoren und wir wurden zusehends langsamer. Da verstand ich, was dieser wahnsinnige Kapitän nun vorhatte, da sein ursprünglicher Plan missglückt war. Er brüllte einen Befehl und hechtete auf das schlüpfrige Deck des Unterseeboots, seine hartgesottene Besatzung folgte ihm.

Ich verließ das Steuerhaus und sprang ihnen nach, um beim Kampf gegen die Krauts nicht zurückzustehen. Die Techniker und Heizer kamen aus dem Gang zum Maschinenraum geströmt und wir stürzten uns gemeinsam auf die gegnerische Besatzung. Der Kampf, der sich entwickelte, überzog das nasse Deck mit rotem Blut. Nobs eilte zu mir, jetzt stumm und grimmig.

Deutsche kletterten durch die offene Luke, um an dem Kampf auf Deck teilzunehmen. Anfangs hörte man über das Fluchen der Männer und die lauten Befehle des Kommandanten und seines Ersten Offiziers noch das Peitschen von Pistolenschüssen, doch bald schon war die Situation so konfus, dass man die Schusswaffen nicht mehr ohne Gefahr für die eigene Seite einsetzen konnte. So ging der Kampf in ein Handgemenge um die Kontrolle des Decks über. Jeder von uns hatte nur ein Ziel: den Gegner in die See zu werfen.

Ich werde niemals den abstoßenden Gesichtsausdruck des riesigen Mannes vergessen, den der Zufall zu meinem Gegner bestimmt hatte. Er senkte den Kopf, schrie wie ein wilder Stier und stürzte sich auf mich. Ich wich ihm aus, indem ich rasch zur Seite trat und mich außer Reichweite seiner ausgestreckten Arme duckte. Als er sich nach mir umdrehte, um nachzusetzen, traf ihn mein Schlag genau aufs Kinn und er taumelte zum Rand des Decks. Ich beobachtete, wie er verzweifelt versuchte, sein Gleichgewicht zurückzugewinnen, wie

er einen endlosen Augenblick lang auf dem schmalen Grat zur Ewigkeit schwankte, um dann mit einem lauten Schrei im Meer zu verschwinden.

Gleichzeitig schlossen sich zwei kräftige Arme von hinten um meinen Oberkörper und hoben mich vollständig vom Boden ab. So sehr ich mich auch wand und um mich trat, es wollte mir weder gelingen, mich nach meinem Gegner umzudrehen, noch konnte ich mich von seinem harten Griff befreien. Unnachgiebig trug er mich zur Seite des Schiffes und auf den Tod zu. Es war niemand da, der ihn hätte aufhalten können, da jeder meiner Mitkämpfer mit ein bis drei Gegnern mehr als beschäftigt war.

Eine Zeit lang fürchtete ich um mich selbst, doch dann sah ich das, was mich panische Angst für ein anderes Leben empfinden ließ. Mein Gegner trug mich zu der Seite des Unterseeboots, gegen die noch immer der Schlepper schlug. Ich verschwendete keinen Gedanken daran, dass ich zwischen den beiden Schiffen zerquetscht werden könnte, als ich das Mädchen allein auf Deck des Schleppers stehen sah, dessen Vordersteven hoch in die Luft ragte und dessen Bug bald zum letzten Mal ins Wasser eintauchen würde.

Ich musste hilflos zusehen, wie sich der Tod an die Rockzipfel der Frau klammerte, von der ich mittlerweile nur zu gut wusste, dass ich sie liebte. Mir blieb vielleicht noch der Bruchteil einer Sekunde zu leben, als sich hinter mir ein zorniges Knurren mit dem Schmerzensschrei des Riesen, der mich trug, mischte. Er fiel sofort rückwärts aufs Deck und öffnete seine gnadenlose Umarmung, um seinen Sturz abzufangen, sodass ich frei war. Ich stürzte mich mit Wucht auf ihn, war aber unmittelbar wieder auf den Beinen und warf einen kurzen Blick auf meinen Gegner: Nie wieder würde er mich oder andere bedrohen, denn Nobs' kräftiger Kiefer hatte seine Kehle zerrissen. Dann sprang ich zur Kante des Decks, die dem Mädchen auf dem sinkenden Schlepper am nächsten war.

„Springen Sie!“, rief ich. „Springen Sie!“ Ich streckte ihr die Arme entgegen.

Ohne zu zögern und voll Vertrauen in meine Fähigkeit, sie zu retten, sprang sie über die Reling auf das schwankende, schlüpfrige U-Boot. Ich beugte mich weit vor, um ihre Hand zu packen. Im gleichen Augenblick erhob sich der Vordersteven des Schiffes senkrecht in den Himmel und verschwand unter der Wasseroberfläche. Meine Hand verfehlte die des Mädchens knapp, und ich sah sie ins Meer fallen. Sie hatte das Wasser kaum erreicht, als ich ihr auch schon nachsprang.

Der sinkende Schlepper riss uns tief unter Wasser, doch ich hatte das Mädchen sofort gepackt, als ich die Oberfläche erreicht hatte, und wir gingen gemeinsam unter und tauchten auch zusammen wieder auf, nur wenige Meter von dem U-Boot entfernt.

Als Erstes hörte ich Nobs' wildes Bellen. Er hatte mich offenbar aus den Augen verloren und suchte mich. Ein Blick auf das deutsche Schiff genügte, und ich wusste, dass der Kampf vorbei und wir die Sieger waren. Unsere Überlebenden hielten eine Handvoll Feinde mit vorgehaltenen Pistolen in Schach, die restliche deutsche Besatzung kam aus dem Inneren des Schiffes und reihte sich unter den Gefangenen ein.

Als ich mit dem Mädchen auf das U-Boot zu schwamm, erregte Nobs' anhaltendes Bellen die Aufmerksamkeit der Besatzung des Schleppers, und sobald wir das Schiff erreicht hatten, half man uns an Bord. Ich fragte die junge Frau, ob sie verletzt sei, doch sie versicherte mir, dass dieses zweite unfreiwillige Bad ihr keineswegs geschadet hatte. Auch schien sie nicht unter Schock zu stehen. Ich sollte noch früh genug herausfinden, dass dieses schlanke und scheinbar so zerbrechliche Wesen das Herz und den Mut einer Kriegerin besaß.

Der Maat des Schleppers war gerade dabei, sich einen Überblick über die Situation zu verschaffen und zählte die Überlebenden. Unser kühner Kapitän weilte nicht mehr unter uns sowie acht weitere Männer. Wir hatten mit neunzehn Mann angegriffen und uns auf die eine oder andere Art während des Kampfes sechzehn Deutscher entledigt, dazu neun

Gefangene genommen, darunter den U-Boot-Kommandanten. Sein Leutnant war tot.

„Kein schlechtes Ergebnis“, fand Bradley, der Maat, als er mit dem Abzählen fertig war. „Den Kapitän zu verlieren, ist das Schlimmste“, fügte er hinzu. „Er war ein guter Mann, ein hervorragender Mann.“

Olson, der trotz seines Namens Ire und an Bord des Schlepvers der Maschinist war, stand bei Bradley und mir. „Ja“, erwiderte er mit schwerem irischen Akzent, „wir haben ordentlich was erreicht, aber was stellen wir mit dem Ding jetzt an?“

„Wir steuern es in den nächsten englischen Hafen“, schlug Bradley vor und fügte lachend hinzu: „Und dann holen wir uns unsere Orden.“

„Wie wollen Sie es denn steuern?“, fragte Olson. „Diesen Kartoffelfressern kann man nicht trauen.“

Bradley kratzte sich am Kopf. „Da haben Sie wohl recht“, gab er zu. „Und ich kenne mich mit U-Booten überhaupt nicht aus.“

„Aber ich“, versicherte ich ihm. „Bei diesem U-Boot hier weiß ich besser Bescheid als der Offizier, der auf ihm Befehl geführt hat.“

Die beiden Männer starrten mich verblüfft an. Wieder musste ich all das erklären, was ich zuvor dem Mädchen anvertraut hatte. Bradley und Olson waren begeistert. Mir wurde sofort das Kommando übertragen und ich begab mich umgehend nach unten, um das Schiff nach versteckten Krauts und beschädigten Maschinenteilen abzusuchen. Es waren keine Deutschen mehr im Inneren des U-Bootes und alles war in erstklassigem Zustand.

Ich befahl allen Männern, nach unten zu kommen, bis auf einen, den ich zum Ausguck bestimmte. Auf Befragung erklärten sich mit Ausnahme des Kommandanten alle Deutschen bereit, ihre Posten wieder einzunehmen und das Schiff in den nächsten britischen Hafen zu steuern. Ich schätze, dass sie nach den Gefahren und Schwierigkeiten, die sie durchgemacht hatten, froh waren, den Rest des Krieges in einem komfortablen englischen Gefangenenlager verbringen zu können.